

Encounters with Albanian History

Abstract: After his arrival at the University of Munich in 1959 to deepen his knowledge on Slavistics and Turkology, Prof. Peter Bartl realised that he was at the centre of a scientific project aiming at reviving the old tradition of Albanian Studies in German speaking countries. His relationship with the Albanian world was not love at first sight but rather a match-making story. In fact, the successful match-maker of such union was Prof. Georg Stadtmüller, founder of Albanien Institut (1962), who would assign Bartl the task of foundation of the Albanien Bibliothek.

Bartl learned Albanian from his lifelong friend and co-operator Martin Camaj, who by now had arrived to Munich from Rome, where he had been a student of Ernest Koliqi.

Within few years, thanks to his commitment and meticulous work Peter Bartl became the main supporter and promoter of Albanian history and culture. Albanien Institut in Munich became the centre for meetings and preparation of albanologists not only from Germany but also from Italy, Yugoslavia, Greece, France, Hungary, the USA etc.

Over the years, Prof. Bartl would come to the conclusion that Albania, though a tiny territory apparently for his academic ambition, turned out to be a vast continent.

Keywords: *Munich University, Albanology, Albanien Bibliothek, Georg Stadtmüller, Martin Camaj, Polixenia Djamo, Münchner Zeitschrift für Balkankunde.*

„Eine Nation, die berühmt und gleichzeitig unbekannt ist, die seit Jahrhunderten ihr Wesen nicht geändert hat, die ihre barbarischen Sitten beibehielt, obwohl sie sich in der Nachbarschaft von kultivierten Völkern befand“, eine solche Nation verdient die Aufmerksamkeit

1 Veröffentlicht zuerst in: „Albanische Geschichte. Stand und Perspektiven der Forschung“ (Hrsg. O.J.Schmitt und E.A. Franz), aus der Reihe: „Südosteuropäische Arbeiten“ Bd. 140. Oldenburg Verlag, München 2009: 253-260; wiederveröffentlicht ohne Veränderungen in: Peter Bartl: „Die Albaner in der europäischen Geschichte. Ausgewählte Aufsätze“ (hrsg. B.Demiraj und R. Elsie), aus der Reihe: „Albanian Studies“ Vol. 28. London 2016: 9-20. [B.D.]

des Wissenschaftlers, schrieb 1807 der italo-albanische Jurist Angelo Masci, der es im Königreich Neapel zur Würde eines Staatsrates gebracht hatte. Diese Meinung teilte ich durchaus nicht, als ich 1959 nach München kam, um mein in Göttingen begonnenes Studium fortzusetzen. In Göttingen war Reinhard Wittram mein Lehrer gewesen, ich interessierte mich für russische Geschichte, besonders für die Expansion des Zarenreiches in Richtung Zentralasien. In München wählte ich neben Slavistik Turkologie als Nebenfach und unternahm 1960/61 eine ausgedehnte Reise in das Königreich Afghanistan, um dem russischen Zentralasien etwas näherzukommen. Umso größer war mein Entsetzen, als mein Münchner Lehrer Georg Stadtmüller, auf ein Dissertationsthema angesprochen, mir vorschlug, mich mit Albanien zu beschäftigen. Als ich der Sekretärin im Osteuropa-Institut, wo ich damals arbeitete, mein Leid klagte, zeigte diese volles Verständnis. Sie war eine gebürtige Berlinerin und gab mir folgenden Rat: „Sagn se dem Professor, det Land is mir zu kleen.“ So einfach war das nun aber nicht. Stadtmüller hatte eine ganze Reihe von Dissertationen vergeben, die sich mit den Biographien europäischer Konsuln beschäftigten, die im 19. Jahrhundert in Albanien ihren Dienst taten und über das damals noch völlig unbekannte Land schrieben. Es war vorauszusehen, dass er Albanien zu einem Forschungsschwerpunkt seines Seminars machen wollte. Außerdem war es damals nicht üblich und ratsam, den Wünschen eines Ordinarius Widerstand entgegenzusetzen. Es war anfangs also keine „love affair“, die mich mit Albanien verband. Im Nachhinein bin ich Stadtmüller dankbar. Ich bin bei diesem kleinen Land geblieben, das im Laufe meines wissenschaftlichen Lebens die Ausmaße eines Kontinents angenommen hat.

Eines wollte ich allerdings nicht – die Biographie eines weiteren Konsuls schreiben. Da kam mir die Turkologie zu Hilfe und die Tatsache, dass mein dortiger Lehrer HansJoachim Kißling Stadtmüller aus seiner Studienzeit kannte. Wenn schon Albanien, dann sollte es etwas mit den Muslimen zu tun haben, die dort die Bevölkerungsmehrheit stellten. Stadtmüller ging auf den von Kißling unterstützten Vorschlag ein, und ich begann, mich mit der Rolle der Muslime in der albanischen Nationalbewegung zu beschäftigen. Ich ging dabei von der These aus, dass Albanien das einzige Land in Südosteuropa war, in dem die nationale Emanzipationsbewegung von den Muslimen mitgetragen wurde. In den anderen muslimisch besiedelten Gebieten, etwa in Bosnien und der Herzegowina oder bei den Pomaken in Bulgarien war das nicht der Fall. Ich stützte mich bei meiner Arbeit auf Wiener Archivalien, die Beschlüsse der albanischen Nationalkonzile, Reisebeschreibungen und Statistiken verschiedenster Provenienz. Aus ihnen wurde deutlich, dass in Albanien ein

religiöser Synkretismus herrschte, der durch das enge Zusammenleben von Christen und Muslimen bedingt war. Das Bewusstsein der gemeinsamen Abstammung und der gemeinsamen Sprache war stärker als das der Religionszugehörigkeit.

In München herrschte zu Beginn der 60er Jahre ein außerordentlich günstiges Klima für die Südosteuropaforschung. Der Historiker Georg Stadtmüller, der Slavist Alois Schmaus und der Turkologe Hans-Joachim Kißling waren annähernd gleich alt, sie schätzten sich und sie wollten der in Deutschland auf Russland konzentrierten Osteuropaforschung einen südosteuropäischen Schwerpunkt entgegensetzen. Dabei sollte Albanien eine besondere Rolle spielen. Alle drei genannten Gelehrten hatten über albanologische Themen gearbeitet: Stadtmüller hatte sich mit einer Arbeit über die Frühgeschichte der Albaner habilitiert und hatte vor, „Bausteine zu einer albanischen Geschichte“ zu verfassen. Schmaus hatte Artikel über albanische Volksdichtung geschrieben, und Kißling hatte sich mit den Derwischorden in Albanien beschäftigt. Wer von den drei Genannten es war, der Kontakte zur Universität Rom aufnahm, um in München zunächst ein Lektorat für Albanisch einzurichten, ist mir nicht bekannt. Möglicherweise war es der Schriftsteller und gewesene albanische Kultusminister Ernest Koliqi, der in Rom das Fach Albanologie vertrat, selbst, der sich an München wandte, um für seinen Schüler Martin Camaj eine Stelle zu finden.

Camaj kam Anfang der 60er Jahre nach München, um Albanisch zu unterrichten. Mit ihm lernte ich, dessen Kenntnisse über Albanien rein theoretisch waren, den ersten leibhaften Albaner kennen und begann bei ihm Albanisch zu lernen. Das Erlernen der albanischen Sprache war damals mit einigen Schwierigkeiten verbunden, denn es gab kein modernes Lehrbuch und Camaj sprach zunächst sehr gebrochen Deutsch. Er bediente sich eines italienischen Lehrbuches (Karl Gurakuqi, *Grammatica albanese*), das für die Albanologiestudenten an der Universität Palermo geschrieben worden war. Das Buch war sehr brauchbar, hatte für uns Studenten aber den Nachteil, dass wir uns erst einmal Grundkenntnisse in der italienischen Sprache aneignen mussten. Diesem Mangel half Camaj erst 1969 ab, als er sein „Lehrbuch der albanischen Sprache“ veröffentlichte, das von nun an die Grundlage für seinen akademischen Unterricht bildete. Mit Camaj verband mich bald eine enge Freundschaft, die bis zu seinem Tod 1992 andauern sollte. Wir trafen uns regelmäßig, um über die unerschöpflich erscheinende albanische Welt zu sprechen. Gerne erinnere ich mich auch an die Sommerfeste, die alljährlich in seinem Haus in Lenggries stattfanden und bei denen sich alle trafen, die in München und Umgebung irgendetwas mit Albanien zu tun hatten.

Mitte der 60er Jahre war die Albanienforschung in München bereits fest

etabliert. 1962 hatte Stadtmüller im Rahmen des Universitätsseminars für Geschichte Osteuropas und Südosteuropas ein Albanien-Institut eingerichtet. Es sollte der Förderung der historischphilologischen Albanienforschung dienen und damit eine Tradition wiederaufleben lassen, die im 19. Jahrhundert im deutschen Sprachraum begründet worden war. Erstes Ziel sollte dabei der Aufbau einer albanologischen Fachbibliothek sein. Ich wurde von Stadtmüller beauftragt, zunächst einmal zu sichten, welche einschlägigen Publikationen in den Münchner Bibliotheken vorhanden waren. Als Ergebnis dieser Arbeit erschienen 1963 in hektografierte Form „*Albanica Monacensia*. Verzeichnis der in München vorhandenen selbständigen Veröffentlichungen über Albanien“. Erfasst wurden darin, mit Standortangabe und Signatur, 551 Monographien, eine angesichts der Kriegsverluste beachtliche Zahl. Die in einer Auflage von 80 Exemplaren veröffentlichte Broschüre, die in mühseliger Handarbeit hergestellt wurde, machte das Albanien-Institut zumindest in Münchner Bibliothekskreisen bekannt.

Auch der Ausbau der eigenen Bibliothek machte dank der Förderung durch die FritzThyssen-Stiftung Fortschritte. Als ich als (unbezahlter) Assistent am Albanien-Institut mit dieser Arbeit beauftragt wurde, umfasste die Bibliothek gerade 12 Bücher; ein Jahr später waren es bereits über hundert. Gekauft wurden vor allem in München nicht oder nicht mehr vorhandene Bücher, wobei mein späterer Kollege Gerhard Grimm, damals Assistent am Seminar, eine wertvolle Hilfe war. Grimm durchstöberte unermüdlich Antiquariatskataloge aus dem In- und Ausland. Ihm ist es hauptsächlich zu verdanken, dass Barletiusausgaben aus dem 16.-18. Jahrhundert und die Schriften des Altmeisters Johann Georg von Hahn, über den er promoviert hatte, in unseren Besitz kamen. Dem Ausbau der Bibliothek sollten auch die Studienreisen dienen, die ich in den Jahren 1964ff. nach Italien, Rumänien und Jugoslawien unternahm. In Rom, Palermo und Cosenza wurden die wichtigsten Bibliotheken auf ihre albanologischen Bestände durchgesehen und in Antiquariaten Bücher für das Institut erworben (u. a. die Schriften von Antonio Baldacci, Angelo Leotti und Pompilio Rodotà). In guter Erinnerung habe ich noch meinen Aufenthalt in den italo-albanischen Gemeinden Kalabriens. Von Cosenza aus versuchte ich per Anhalter das Cratital hinaufzufahren, in dem die meisten Arbereshgemeinden lagen. Ich hatte Glück: Kaum auf der Landstraße, hielt neben mir ein kleiner FIAT und eine freundliche junge Dame fragte mich nach meinem Reiseziel. Sie fragte mich, ob ich Camaj kenne. Als ich das bejahte, wurde ich von Pfarrer zu Pfarrer weitergereicht. Die meisten von diesen waren auch literarisch tätig oder irgendwie mit dem italo-albanischen Kulturleben verbunden. Ich besuchte u. a. Emanuele Giordano, der gerade sein italo-albanisches Wörterbuch fertiggestellt

hatte und kam auch nach S. Sofia d'Epiro, wo Antonio Bellusci, der kaum älter als ich war, als Pfarrer amtierte. Bellusci, mit dem ich heute noch in Verbindung stehe, meinte mir etwas bieten zu müssen und las an einem gewöhnlichen Sonntag eine Festmesse nach byzantinischem Ritus, zu der die Frauen in ihrer Tracht erschienen, die sie sonst nur zu Ostern und anderen hohen Feiertagen trugen. Es war das erste und sicher auch das letzte Mal, dass für mich eine Messe gelesen wurde. Mit einer Vielzahl von italo-albanischen Publikationen, zumeist lokalen Drucken, kehrte ich nach München zurück.

1965, kurz vor meiner Promotion, fuhr ich mit Studienkollegen nach Bukarest, wo wir im Auftrag der Universität München Kontakte zu rumänischen Historikern aufnehmen sollten. In der rumänischen Hauptstadt versuchte ich, die dort erschienenen Rilindja-Publikationen einzusehen und nach Möglichkeit zu kopieren. Ich war damit nicht sonderlich erfolgreich, bis ich eine Kunsthistorikerin namens Polixenia Djamo kennenlernte, die eine Enkelin von Pandeli Evangjeli war, der Ende des 19. Jahrhunderts Leiter des albanischen Klubs „Dituria“ in Bukarest und in der Zwischenkriegszeit mehrfach albanischer Ministerpräsident und Außenminister gewesen war. Sie besaß die gewünschten Bücher, wagte es aber nicht, sie mir zu zeigen, aus Furcht, sie könnten vom Staat beschlagnahmt werden. Später ließ sie mir einige als Mikrofilm zukommen. Sie befinden sich heute, zusammen mit einigen Original-Rilindjadrukken, in unserer Bibliothek.

Dem Ausbau der Bibliothek dienten auch mehrfache Reisen nach Jugoslawien, die ich seit Mitte der 60er Jahre unternahm. In Belgrad und Montenegro konnten dabei zum Teil ältere landeskundliche Monographien erworben werden, in Pristina fast komplette Reihen albanischer Zeitschriften.

Der Ausbau der Bibliothek schritt so langsam, aber stetig voran, auch dann noch, als die Thyssen-Stiftung ihre Anschubfinanzierung einstellte. Das war vor allem der Großzügigkeit der albanischen wissenschaftlichen Institutionen zu verdanken, vor allem der Akademie der Wissenschaften in Tirana, dem Pädagogischen Institut in Scutari und dem Albanologischen Institut in Pristina. Aus Tirana erhielten wir zeitweise die gesamte Jahresproduktion der Akademie, Lehrbücher für Medizin und Kriminalistik eingeschlossen. Ohne diese Bücherspenden, für die wir uns nur teilweise durch von uns herausgegebene Bücher und Zeitschriften revanchieren konnten, wäre das bald mittellose Albanien-Institut nicht in der Lage gewesen, seinen Bücherbestand auszubauen. Eine Rolle spielten aber auch private Sponsoren. Genannt werden müssen hier vor allem Michael Schmidt-Neke, der bei seinen zahllosen Albanienbesuchen oft Bücher aufkaufte, die er bereits besaß.

Wir profitierten davon. Robert Elsie versorgte uns regelmäßig mit seiner umfänglichen eigenen wissenschaftlichen Produktion. Ihnen und zahlreichen anderen Spendern war es zu verdanken, dass die Institutsbibliothek zu ihrer jetzigen Größe heranwuchs.

Seit 1964 verfügte das Institut auch über eine eigene Schriftenreihe, die „Albanischen Forschungen“. Ich hatte die ehrenvolle, aber zeitraubende Aufgabe, sie redaktionell zu betreuen. In ihr wurden nicht nur die in München entstandenen Dissertationen mit albanologischer Thematik, sondern auch Arbeiten in- und ausländischer Wissenschaftler publiziert, u.a. die Grammatik der albanischen Mundart von Salamis von Claus Haebler, das Wörterbuch der albanischen Turzismen von Norbert Boretzky, die Albanische Phonologie von Gary Loyd Bevington und die literaturwissenschaftlichen Studien von Arshi Pipa. Die Reihe musste 1992 aus Geldmangel ihr Erscheinen einstellen, sie wurde 2003 aber mit der „Geschichte der Katholischen Kirche in Albanien 1919-1993“ von Markus W.E. Peters wiederbelebt. In diesem Jahr erschien als 24. Band die Dissertation von Jonida Xhyra-Entorf, die den Prosawortschatz von Martin Camaj zum Gegenstand hat. Weitere Bände sind in Druck bzw. in Vorbereitung.

Indirekt mit dem Albanien-Institut in Verbindung stand auch die 1978 begründete „Münchener Zeitschrift für Balkankunde“, deren erster Band dem Gedächtnis von Hasan Kaleshi gewidmet war. Albanien bildete einen Schwerpunkt der dort veröffentlichten Beiträge. Die Zeitschrift musste nach dem Tode des Verlegers Rudolf Trofenik, der sie finanziert hatte, eingestellt werden.

Die Bibliothek des Albanien-Instituts, über deren Ausbau ich soeben berichtet hatte, wurde auch benützt, nicht nur von Studenten aus München und anderen deutschen Universitätsstädten, sondern auch von deutschen und ausländischen Wissenschaftlern, die zum Teil mit Stipendien des DAAD und der Humboldt-Stiftung nach München kamen. Als Gäste weilten bei uns Wissenschaftler aus Italien, Österreich, Griechenland, Jugoslawien, Albanien, den Niederlanden, Frankreich, Ungarn und aus den USA. Das Institut wurde so auch zu einer Begegnungsstätte, und ich lernte im Laufe der Jahrzehnte fast alle kennen, die sich mit Geschichte und Kultur der Albaner beschäftigten. Es waren Begegnungen nicht nur mit Einzelpersonen, es waren auch Begegnungen mit der albanischen Geschichte, die mein Albanienbild mitgeprägt haben. War es doch mein großes Manko, dass ich das Land, über das ich arbeitete, nicht aus eigener Anschauung kannte. Ich kam mir manchmal wie Karl May vor, der über die Indianer schrieb, ohne jemals in Nordamerika gewesen zu sein.

Ich kann hier nicht alle aufzählen, mit denen ich über das Albanien-

Institut in Kontakt kam. Stellvertretend für viele seien hier nur einige Namen genannt: Ernest Koliqi und Giuseppe Valentini verfolgten von Anfang an mit großem Interesse die Tätigkeit unseres Instituts und auch meine eigenen wissenschaftlichen Bemühungen. Koliqi besuchte ich mehrmals in Rom, wobei ich auch die wichtigsten Vertreter der albanischen Emigration in der italienischen Hauptstadt kennenlernte. Er machte mich zum Redakteur eines noch aufzubauenden deutschen Teils seiner Zeitschrift „Shêjzat“ und lud mich zu albanologischen Tagungen in Italien ein, wo ich 1973 in Palermo auch erstmals über die Tätigkeit des Albanien-Instituts berichten durfte. Valentini traf ich regelmäßig im Vatikanischen Archiv und wurde von ihm als „alte Archivmaus“ (Barl, tu brutto vecchio topo d'archivio) bezeichnet, was sicher ein Ehrentitel war. Als ich mich mit meiner Habilitationsschrift über den Westbalkan zu beschäftigen begann, interessierte er sich sehr dafür und gab mir wertvolle Hinweise. Er hatte selbst einmal vorgehabt, sich mit diesem Thema zu beschäftigen. Wir spazierten fast jeden Tag durch den Innenhof des Archivs und unterhielten uns über balkanische Verschwörer aus dem 16. und 17. Jahrhundert, als ob es unsere Zeitgenossen gewesen wären. Er bot mir von seinem Schnupftabak an, was ich ablehnte, und auch von seinem Grappa, von dem er stets ein Fläschchen in seiner Soutane hatte. Letzterer wurde von mir angenommen. Valentini war ein besessener Arbeiter und seine Zuneigung zu den Archiven übertrug sich auf mich. Auch ich wurde von der „Archivitis“ befallen und sammelte alles, was ich in den vatikanischen Archiven über Albanien finden konnte. Als besonders interessant erschienen mir dabei die geistlichen Visitationsberichte, die sich im Archiv der Propaganda Fide befanden. Sie enthalten nicht nur Material über die Kirchenzustände im türkischen Nordalbanien, sondern auch Angaben zur Volkskunde und zur historischen Geographie. Mitunter berichten sie auch über politische Ereignisse, über Aufstände, Bürgerkriege, das Bandenunwesen, über Steuererhöhungen und andere behördliche Maßnahmen sowie über die Siedlungsausbreitung der Albaner. Die Bedeutung der Berichte liegt vor allem darin, dass sie Zustände und Ereignisse nicht aus offizieller Sicht schildern, sondern aus der des „kleinen Mannes“, der unter den Zeitumständen zu leiden hatte. Die in Jahrzehnten in Rom gesammelten und verfilmten Visitationsberichte sollen nunmehr, da ich mich im „Ruhestand“ befinde, ausgewertet und unter dem Titel „Albania Sacra. Geistliche Visitationsberichte aus Albanien“ veröffentlicht werden. Band I, der sich mit der Diözese Alessio beschäftigt, ist abgeschlossen und ist 2007 als Band 26/1 der Buchreihe „Albanische Forschungen“ erschienen.

Eine Begegnung mit der albanischen Geschichte im engeren Sinne war mir kurz nach der Gründung des Albanien-Instituts vergönnt. Es war wohl 1963, als Eqrem Bey Vlora München besuchte. Es ging bei dem Besuch um seine Memoiren, die er in der Buchreihe des Südost-Instituts veröffentlichen sollte. Ich traf mit ihm im Hotel „Elephant“ am Karlstor zusammen. Vlora gehörte einer der bedeutendsten Adelsfamilien Südalbanians an. Er war Neffe des osmanischen Großvezirs Ferid Pascha und Neffe des albanischen Staatsgründers Ismail Kemal Bey. In seiner Jugend war er ein glühender albanischer Nationalist gewesen, was er später als Jugendtorheit abtat. Als ich ihn traf, trauerte er der guten alten osmanischen Zeit nach, als die Dinge noch im Lot waren. Im schönsten Wiener Deutsch erzählte er vom Osmanischen Reich, das wie eine Mutter die vielen in ihm vertretenen Völker schützte, die alle nach ihrer Façon leben konnten. Er wies auf die überragende Rolle hin, die die Albaner in der osmanischen Geschichte gespielt hatten. Er wies auch darauf hin, dass man mit Albanisch quer durch das Sultansreich reisen konnte: Bis zum Jemen traf man in jeder Garnison albanische Offiziere an. Er erzählte auch von der albanischen Unabhängigkeitserklärung 1912 und von seiner Freundschaft mit der „Baronin“ Godin (dass es eine Liebesbeziehung war, wusste ich damals noch nicht). Nach seiner Erzählung war es Godin, die die albanische Flagge gestickt hatte, die am 28. November 1912 in Valona gehisst wurde. In seinen Memoiren sollte er dann eine andere Version bringen, was aufzeigt, dass „oral history“ doch eine unsichere Quelle ist.

Die Albaner und das Osmanische Reich – das war auch das Hauptthema eines Mannes, der sehr oft im Albanien-Institut zu Gast war: Hasan Kaleshi. Kaleshi war Orientalist und kannte sich hervorragend in osmanischen Quellen aus. 1976 weilte er das letzte Mal in München und hielt eine Gastvorlesung, in der er ein Thema behandelte, das ihn in den letzten Jahren immer stärker beschäftigt hatte. Es ging dabei um die Rolle, die das Osmanische Reich in der albanischen Geschichte gespielt hatte. Er vertrat dabei eine These, die in den Ohren vieler seiner Landsleute provozierend klingen musste: Es seien die türkische Eroberung und die Islamisierung gewesen, die das albanische Volk vor dem ethnischen Untergang, vor der Slavisierung bzw. Gräzisierung bewahrt hätten. Er wollte an der in Südosteuropa scheinbar unausrottbaren Meinung rütteln, die Türkenherrschaft wäre eine Periode reiner Barbarei gewesen, eine Zeit der Finsternis, der Unterdrückung der Völker, ein Alptraum, den man nach 500 Jahren schnellstens vergessen sollte. Für Kaleshi war das der falsche Weg. Er war bemüht aufzuzeigen, dass die islamisierten Albaner einen

wesentlichen Anteil am Aufbau und Erhalt und auch am Geistesleben des Osmanischen Reiches hatten, das ihnen Aufstiegsmöglichkeiten bot und auch die albanische Siedlungsausbreitung förderte. Kaleshi hatte noch viele Pläne, in die er mich, den er in seinen zahlreichen Briefen aus mir unbekannten Gründen als „Šerif“ der Münchner Albanienforschung titulierte, mit einbezog. So wollten wir beide, lange bevor der „Fjalor Enciklopedik“ geplant war, ein Biographisches Lexikon zur albanischen Geschichte herausbringen. Sein früher Tod 1976 machte allen diesen Plänen ein Ende.

Kaleshis These von der Bedeutung der türkischen Eroberung für den Erhalt der ethnischen und nationalen Existenz des albanischen Volkes war sicher überspitzt formuliert. Es war auch seine Absicht, Polemik hervorzurufen. Er hatte damit aber bei seinen Landsleuten keinen Erfolg. Der Aufsatz, der die Grundlage für seinen Münchner Vortrag bildete, wurde nur in deutscher Sprache publiziert. Als der albanische Osmanist Selami Pulaha in München weilte, bat ich ihn um eine Stellungnahme zum Thema Türkenherrschaft in Albanien und verwies dabei auf Kaleshi. „Darüber wollen wir nicht reden“, war Pulahas Antwort; er ließ sich trotz mehrfacher Versuche meinerseits auf keine Diskussion ein.

Es war offensichtlich, dass man von Seiten der albanischen Geschichtswissenschaft, sowohl in Tirana wie in Priština, nicht bereit war, von einem festen Geschichtsbild abzuweichen, das in seinen Grundzügen von nationaler Romantik geprägt war. Dieses Geschichtsbild propagierte der Akademiepräsident Aleks Buda, der mehrfach in München war und dabei auch regelmäßig das Albanien-Institut besuchte. Ich erinnere mich an einen Vortrag von Buda, den er im Rahmen meiner Vorlesung an der LMU hielt. In eineinhalb Stunden gab er einen Abriss der albanischen Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart. Er ging dabei von einer illyrisch-albanischen Kontinuität aus. Die Albaner waren immer schon dort, wo sie heute siedeln: auf dem gesamten Territorium der Volksrepublik Albanien und auch in den albanischen Siedlungsgebieten in Jugoslawien. Weder Römer noch Slaven konnten einen Bruch in der ethnisch-kulturellen Einheit von Illyrern und Albanern bewirken. Es gab keine Reliktgebiete, in die sich die Bevölkerung vor fremden Eroberern zurückziehen musste. Die römische, die byzantinische und später die slavische Verwaltung hätten außerhalb der Städte und Bischofssitze keine Autorität ausgeübt. Die 500-jährige Periode der osmanischen Herrschaft erscheint bei ihm als Besatzungszeit, die durch einen immerwährenden Kampf des albanischen Volkes gegen seine türkischen Bedrücker gekennzeichnet war. Die albanische Geschichte verlief also, von den Illyrern bis zu Enver Hoxha, geradlinig und ohne größere Zäsuren. Als ich Buda während des darauffolgenden Essens im Scherz sagte, dass die Albaner ob

der Geradlinigkeit ihrer Geschichte eigentlich zu beneiden seien, lächelte er nur milde.

Es können hier, wie schon gesagt, nicht die Namen aller aufgeführt werden, die das Albanien-Institut besuchten und dort arbeiteten. Nur ein Mann sei noch erwähnt, zu dem ich besonders enge Kontakte hatte, weil er bei uns in Pullach oft zu Gast weilte. Das war Arshi Pipa. Pipa war Literaturwissenschaftler und Philosoph, Dichter und politischer Publizist. Sein Hauptwerk, die „Trilogia Albanica“, erschien in drei Bänden in unserer Buchreihe. Darin beschäftigte er sich mit der albanischen Volksdichtung, mit dem italoalbanischen Literaten De Rada und mit dem ethnischen, sozialen und politischen Hintergrund der albanischen Literatur. Im Bereich der politischen Publizistik befasste sich Pipa vor allem mit dem Stalinismus und mit der Sprachenpolitik im sozialistischen Albanien. Was er Enver Hoxha, den er gern als „Halbgebildeten“ bezeichnete, vor allem vorwarf, war, dass dieser Albanien der östlichen Hemisphäre zugeführt hätte. Albanien hätte sich dadurch immer weiter von Europa entfernt. Pipa war fest davon überzeugt, dass Albanien nur überleben könne, wenn es sich dem Westen anschliesse, wenn es wieder das würde, was es immer gewesen sei, ein Adrialand. Die Sprachenpolitik Hoxhas lehnte Pipa kategorisch ab. Die „Vereinheitlichte albanische Literatursprache“ bezeichnete er als ein „stalinistisches Machtinstrument, um die toskische Hegemonie über die Gegen zu verewigen“. Sie müsste, jedenfalls in der gegenwärtigen Form, wieder rückgängig gemacht werden. Viel Unterstützung erfuhr er dabei nicht, selbst sein Freund Camaj wollte nicht so weit gehen.

Das Spektrum der Meinungen, die von den Besuchern des Albanien-Instituts vertreten wurden, war also breitgefächert, was die Diskussionen interessant machte. Mit den meisten von ihnen stehe ich – sofern sie noch leben heute noch in Kontakt, so z.B. mit Titos Jochalas aus Athen, der einer der Mitherausgeber der „Albanischen Forschungen“ ist und gerade erst eine zweibändige Monographie über die Albaner auf Hydra veröffentlicht hat.

Daran, dass die bisher praktizierte räumliche und personelle Verbindung AlbanienInstitut – LMU einmal enden könnte, habe ich nie ernsthaft gedacht. Ich war der festen Meinung gewesen, die Universität München müsste doch daran interessiert sein, das Institut, das sie kein Geld kostete und ihr die Betreuung ausländischer Studenten und Stipendiaten abnahm, weiterhin zu beherbergen, zumal in München die einzige Professur für Albanologie im deutschen Sprachraum besteht. Darin sollte ich mich aber getäuscht haben. 2004 endete meine Dienstzeit. Der neue Lehrstuhlinhaber, der dem Kollegen Hösch nachgefolgt war, hatte andere Pläne und wollte mit

den Relikten aus der Vergangenheit nichts mehr zu tun haben. Dazu gehörte auch das Albanien-Institut, dessen Buchbestände im Keller des Südost-Instituts ein Zwischenlager fanden. Trotz aller Bemühungen ließ sich das Albanien-Institut als selbständige wissenschaftliche Einrichtung in München nicht halten. Die Rettung kam aus Wien, wo mein ehemaliger Schüler Oliver Schmitt, den ich gerne als meinen Nachfolger in München gesehen hätte, eine Professur erhalten hatte. Er setzte sich dafür ein, dass das Institut an der Universität Wien eine neue Heimstatt erhielt. So traurig die Sache für mich persönlich auch war, betrachte ich die jetzige Lösung als richtig. Unter der neuen, jungen Leitung, in der München ja durch Konrad Clewing und zwei Ex-Münchener Mitarbeiterinnen vertreten ist, beginnt das Albanien-Institut von Wien aus neue Aktivitäten zu entwickeln und genießt eine großzügigere Förderung, als das in München möglich gewesen wäre. Ich weiß das Institut in guten Händen und werde mich bemühen, durch die von mir weiterhin herausgegebene Buchreihe „Albanische Forschungen“ seine Arbeit zu unterstützen.